

Ein Brief

Hugo von Hofmannsthal

Übersetzung ins Englische
Eine Sprachphilosophische Untersuchung

Magisterarbeit

vorgelegt von

Vikram Malhotra
M.A. 1998-200 A.D.
Jawaharlal Nehru University

bei

Professor Rajendra Dingle

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	1
1. Die Sprachphilosophie	2
2. Übersetzung des Textes ins Englische	16
3. Zu Hofmannsthals >>Ein Brief<<.....	31
4. Meine Erfahrungen bei der Übersetzung.....	36
Bibliographie.....	42

Vorwort

In meiner Magisterarbeit habe ich das von Hugo von Hofmannsthal verfasste Prosastück „Ein Brief“ ins Englische übersetzt. Meine Arbeit besteht außerdem aus einem Aufsatz über die Sprachphilosophie, und meine Überlegungen zum Ausgangstext und die Schwierigkeiten, die ich bei der Übersetzung gehabt habe.

Ich bedanke mich bei Doktor Rajendra Dengle und Dr. Madhu Sahni, die meine Arbeit betreuen, und auch bei Prof. Chitra Harsvardhan für ihre Vorschläge und kostbare Zeit.

1. Die Sprachphilosophie

Die Sprachphilosophie schließt diejenigen Überlegungen ein, die das Wesen der Sprache erforschen. Das Wichtigste bei der Sprachphilosophie ist die Abkehr von dem Stand der rein linguistischen Vorgehensweisen, wie etwa der rationalistischen oder der empirischen, zur Annahme der Sprechhandlungen als die grundlegendste Einheit der sprachlichen Untersuchung.

„Die Grundeinheit der sprachlichen Kommunikation ist nicht, wie allgemein angenommen wurde, das Symbol, Wort oder Satzzeichen, sondern die Produktion oder Hervorbringung des Symbols oder Wortes oder Satzes im Vollzug des Sprechaktes. [...] Die Produktion eines Satzzeichens unter bestimmten Bedingungen stellt einen Sprechakt dar, und Sprechakte sind die grundlegenden, kleinsten Einheiten der Sprachlichen Kommunikation.“¹

Die Sprachphilosophie betrachtet also die Sprechakte als die einzige Einheit, auf Grund dessen die Bedeutung eines Wortes, vielmehr eines Satzes richtig verstanden werden kann.

„The total speech act in the total speech situation is the *only actual* phenomenon which, in the last resort, we are engaged in elucidating.“²

¹ Zitiert nach: Hörmann, Hans: Meinen und Verstehen. Grundzüge einer psychologischen Semantik. Suhrkamp Verlag. Frankfurt a. M. 197. S. 261

² Zitiert nach : Althaus, Hans Peter u.a. (Hg): Lexikon der Germanistischen Linguistik. Max Niemeyer Verlag. Tübingen 1980. S.5.

Daher kommen wir zu der Sprechakttheorie, die die Grundlage der Pragmatik abgibt und den Ausgangspunkt der Sprachphilosophie abbildet. Die Sprechakttheorie ist eine sprachanalytische Theorie auf der Meta- Ebene. Sie unterscheidet zwischen den verschiedenen Akten, bzw. Handlungen, die bei der Verrichtung einer Aussage bzw. eines Satzes vollzogen werden. Der lokutionäre Akt ist das Aussprechen, der illokutionäre Akt hingegen ist die Handlung, die bei der Aussage verrichtet wird, die aber mit dem ausgesprochenen Satz nicht unbedingt identisch ist. Der Einfluß, den die Aussage auf den Hörer hat, heißt der perlokutionäre Akt.

Wie gesagt, ist die Sprache der symbolische Aspekt von Handlungen. Symbole stehen für einen Gegenstand oder eine Handlung, die nicht notwendigerweise vorhanden sind. Nun ist außer der „duality of structure“³, der doppelten Artikulation, etwa der graphematischen und phonematischen (gegebenfalls auch der kinematischen) Struktur, auch zwischen den verschiedenen Aspekten einer Sprechaussage zu unterscheiden. Und indem man diese drei bzw. vier ineinander verflochtenen Akten einer Sprechhandlung unterscheidet, erschließt man oder bedient man sich der verschiedenen Ebenen der Sprachbetrachtung.

Das folgende Beispiel sucht die oben genannte Problematik zu erläutern:

Nehmen wir zum Beispiel den Ausdruck „Buch“. Dieses Zeichen, bzw. das Wort verweist auf ein „aus gebundenen, gehefteten o.ä. Seiten bestehender, mit einem

³ Vgl: Althaus, Hans Peter u.a. (Hg) : Lexikon der Germanistischen Linguistik. Max Niemeyer Verlag. Tübingen 1980. S.3,

festen oder kartoniertem Einband versehener Gegenstand unterschiedlicher Größe unter Verwendung.“⁴ [Beispiel 1]

Nun, wenn man das Wort „Buch“ ausspricht, könnte man vieles tun. Man könnte damit auf ein Buch zeigen, um jemandem der Verweisefunktion des Lautzeichens in der jeweiligen Sprache bewußt zu machen. Man möge auch möglicherweise jemanden auffordern, das Buch zu holen, auf eine bestimmte Seite aufzuschlagen, oder das Buch zu lesen. Dies stimmt zumal in den anfänglichen Stufen der Spracheinführung, wenn die Sprache noch nicht so weit entwickelt ist.⁵ Hier ist also die Handlung des Holens, Aufschlagens oder des Lesens schon mit dem Nomen verständlich, und alleine das Nomen dient einer kommunikativen Funktion, die der gegebenen Situation angemessen ist.

Eine Differenzierung der gemeinten Handlungen wird gemacht durch die Benennung der Wörter, die die Handlungen bezeichnen, wie etwa „bringen“, „öffnen“, „lesen“ usw.. Dabei bildet man Sätze (Prädikation), und die Bedeutung des Nomens „Buch“ wird klarer, indem eine weitere Dimension hinzugefügt wird.

1. Das ist ein Buch.
2. Ist das ein Buch?
3. Bring mir das Buch!
4. Öffne das Buch auf Seite 78.
5. Lies das Buch!

⁴ Aus: Duden. Deutsches Universalwörterbuch.

⁵ Vgl: Wittgenstein, Ludwig: Philosophische Untersuchungen. # 2

6. Kannst du das Buch lesen?

[Beispiel 2a]

Nun, wenn man die obigen Aussagen „analysiert“ oder einfach berichtet, was diese Sätze beinhalten oder tun, so ergeben sich die folgenden Aussagen über die vorigen Aussagen.

[Beispiel 2b]

Aussage	Aussage vollzieht die folgende Handlung
1. Das ist ein Buch.	Man bestätigt etw. oder unterrichtet jdm.
2. Ist das ein Buch?	Man fragt .
3. Bring mir das Buch!	Man befiehlt jdn.
4. Öffne das Buch auf Seite 78.	Man fordert jdn. auf .
5. Lese das Buch!	Befehlen .
6. Kannst du das Buch lesen?	Fragen? Auffordern?
Objektsprachliche Ebene.	Metasprachliche Ebene.

Die in der rechten Spalte rötlich hervorgehobenen Verben heißen in der Sprechakttheorie die performativen Verben, die ja gleichzeitig auch die illokutionären Akte darstellen. Während die in der Spalte linkerhands diejenigen Aussagen beinhalten, deren Äußerung der lokutionäre Akt ist. Wir haben also gesehen, daß um über die Sprache zu reden oder darüber zu kommentieren bedürfen wir wiederum der Sprache. Bei jedem sprachanalytischen Vorgang wird die Sprache zum Gegenstand der Untersuchung.

Als Gegenstand, der untersucht wird, also in Form der primären Texte oder Aussagen gilt die Sprache als Objektsprache. Aber das Mittel, das bei der Untersuchung verwendet wird ist selbst die Sprache (Metasprache). Das Problem besteht aber gerade darin, daß der Gegenstand der Untersuchung selbst das Mittel der Untersuchung ist. Wir haben gesehen in beiden Beispielen 1 und 2, daß wir um eine Worterklärung zu geben oder den Sinn eines Satzes zu erläutern, wiederum sprachlichen Mittel bedienen.

Nun, um unsere Überlegungen über die Sprache fortzuführen, ziehen wir Satz nr. 6 des Beispiels 2a. in Betracht. Wir haben gesehen, wie es unklar ist, ob der Satz als eine Frage oder als eine Aufforderung rezipiert wird, obwohl die äußerliche Form die einer Frage ist. Aber im besonderen Fall, wie zum Beispiel bei der Untersuchung der Augen zur Feststellung von Augenschwächen, fungiert er als reine Frage. Entscheidend kann hier auch das sein, was als Reaktion des Hörers hervorgerufen wird. Wie etwa:

[Beispiel 3: Beim Augenarzt]

Arzt : Kannst du das Schild lesen?

Patient :Nein, das kann ich nicht. (Daher Frage)

[Beispiel 4: Beim Autofahren]

Fahrer : Kannst du das Schild lesen?

Beifahrer : „Nürnberg nach Links.“ (Daher Aufforderung)

Entscheidend kann also auch der perlokutionäre Akt sein, was öfters bestimmen kann, was der eigentliche Sinn der Aussage oder des Satzes ist.

Werfen wir nun einen Blick auf die Überlegungen über die Sprache, die vorangegangen sind :

1. Erstens haben wir festgestellt, daß Wortzeichen, kraft ihrer referenziellen Funktion, eine gewisse Bedeutung haben.
2. Diese Repräsentationsfunktion ist jedoch sinnlos wenn sie nicht zur Kommunikation dient.
3. Die Kommunikation erfolgt erst in der **Anwendung** der Zeichen, bzw. des Systems der Sprache.
4. Die Bedeutung des Wortes ist nicht absolut, und der Sinn des Wortes variiert nach dem Gebrauch. So kann ein Wort vielerlei bedeuten, wenn es verschiedenartig gebraucht wird. So gewinnt der Satz in Gegenüberstellung mit dem Wort an Gewicht, denn „...ein Wort habe nur im Satzzusammenhang Bedeutung.“⁶
5. Aber selbst ein Satz könnte verschiedenartige Bedeutungen haben, die von dem Situationsbezug des Satzzeichens abhängt.

Hans Hörmann, in seinem Buch, „Meinen und Verstehen“ drückt seine Überlegungen über diese Differenz aus:

⁶ Hörmann, Hans. S 254,

„[...] was ein Satz oder eine Äußerung meinen oder bedeuten, steht zu dem, was ein Sprecher meint, im Verhältnis von Mittel zu Zweck.“ (275).

Ein Zeichen gewinnt also, um es nochmals zu betonen, erst in seinem Gebrauch eine Bedeutung, vielmehr einen Sinn.

Nun, wenn die Zeichen nicht immer dasselbe bedeuten, oder auf verschiedenen Ebenen und bei unterschiedlichen Situationsbezügen verschiedene bedeuten, oder verschiedenes zu bedeuten verwendet werden können, müssen wir notgedrungen die Gültigkeit oder Zuverlässigkeit der Zeichen, der Sprache überhaupt, bezweifeln. Es kommt manchmal vor, daß ein großer Unterscheid besteht zwischen dem was „gesagt“ wird, und dem was „gemeint“ wird.⁷

Diese Bezweiflung an der Sprache bildet die Grundlage der Sprachskepsis.

Die Sprachskepsis wird keineswegs gelöst sondern perpetuiert durch die Tatsache, daß um diesen Zweifel an der Sprache zu analysieren, wir uns wiederum derselben Sprache als Mittel bedienen müssen. Anders gesagt, ist die Sprache oder ihre Kenntnis eine Voraussetzung für ihre eigene Untersuchung.

Andere Gründe, auf denen sich die Bezweiflung an der Sprache bekräftigen lassen, bestehen darin, dass etwa jede Sprache Nation- oder Gruppenspezifisch ist und

⁷ Vgl. Hörmann, Hans. S. 275.

außerhalb der Sprachgemeinschaft keine Gültigkeit besitzt, und daß jedes sprachliches Zeichen willkürlich gewählt wird.

„Sprache ist nicht von Natur, sondern von den Übereinkünften der Kultur bestimmt. Im Gewirr der Sprachen der Welt äußert sich ihre babylonische Willkür – die Wörter sind beliebige Zeichen, die nur in den Grenzen der jeweils vorhandenen Kultur notwendig erscheinen.“⁸

Eine Sprache taugt also keineswegs für Kommunikation über die Sprachgemeinschaft hinaus. Das absolute Vertrauen auf die Sprache gerät nun ins Schwanken zumal wenn man in Kenntnis nimmt, daß die Konventionen der Sprache keine absolute, göttliche Herkunft haben, sondern einer herkömmlichen Tradition, einer diachronischen Entwicklung zuzuschreiben sind. B.L. Whorfs Meinung zur Entstehung der Sprache lauten etwa folgendermaßen:

„Die Muttersprache ist aber keine Naturegebenheit, sondern ein geschichtlich entstandenes und gewachsenes Phänomen.“⁹

Die Sprache als linguistisches System formt die Gedanken jedes Individuums, der einer Sprachgemeinschaft zugehört, und bedingt wie man die äußerliche Erscheinungswelt auffaßt und in Kategorien zuordnet.

⁸ Grimminger Rolf: Der Sturz der alten Ideale. Sprachkrise. Sprachkritik um die Jahrhundertwende. In: Rolf Grimminger u.a. (Hg): Literarische Moderne. Rohwolt. Reinbeck 1995. S. 170.

⁹ Zitiert nach Luther, Wilhelm: Sprachphilosophie als Grundwissenschaft. Quelle und Meyer. Heidelberg 1970. S. 205,

B.L. Whorfs linguistisches Relativitätsprinzip besagt:

„The categories and types that we isolate from the world of phenomena we do not find there because they stare every observer in the face; on the contrary, the world is presented in a kaleidoscopic flux of impressions which has to be organized by our minds – and this means largely by the linguistic systems in our minds. We cut nature up, organize it into concepts, and ascribe significances as we do, largely because we are parties to an agreement to organize it in this way – an agreement that holds throughout our speech community and is codified in the patterns on our language.”¹⁰

Ferner besagt das Prinzip:

“daß nicht alle Beobachter durch die gleichen physikalischen Sachverhalte zu einem gleichen Weltbild geführt werden, es sei denn, ihre linguistischen Hintergründe sind ähnlich oder können in irgendeiner Weise auf einen gemeinsamen Nenner gebracht werden.“

weiter:

¹⁰ Zitiert nach: Althaus, Hans Peter u.a. (Hg): Lexikon der Germanistischen Linguistik. Max Niemeyer Verlag. Tübingen 1980. S. 18,

„Menschen, die Sprachen mit sehr verschiedenen Grammatiken benützen, werden durch diese Grammatiken zu typisch verschiedenen Beobachtungen und verschiedenen Bewertungen geführt.“¹¹

Innerhalb einer Sprachgemeinschaft muß es einen gewissen Konsens geben, um die Kommunikation unter ihren Mitgliedern zu befähigen. Sie müssen denselben Eindruck von demselben Sprachzeichen gewinnen. Die sprachlichen Mittel existieren erst wenn sie verwendet, verstanden und akzeptiert werden.¹²

Aber nun wird die Frage laut, ob man sich unter demselben Zeichen dieselbe Bedeutung vorstellt wie ein anderer? Zugegeben, daß ein Sprachzeichen auf die objektive Erscheinungswelt verweist. Und insofern es sich um objektive Gegenstände handelt, wie etwa Fenseher, Bett, Buch usw., können wir uns gut verständigen, beim Aussprechen des Lautzeichens dieselben Erscheinungen im Geist hervorrufen. Aber die Sprachzeichen bezeichnen nicht nur solche „Gegenstände“ sondern suchen auch das auszudrücken, was die innere subjektive Erfahrungswelt betrifft, wie auch abstrakte Ideen, Vorstellungen und Konzepte. Solange es sich um Objekte handelt, besteht weitgehend ein Konsens zwischen sprachlich kompetenten Mitgliedern einer Sprachgemeinschaft. Aber je vergeistigter¹³ die Begriffe, desto unklarer es wird, wo die Grenzen der

¹¹ Zitiert nach: Hörmann, Hans: S. 204.

¹² Vgl.: Althaus, Hans Peter u.a. S. 5.

¹³ Vgl.: Mauthner, Fritz: zur Sprache und zur Psychologie. In: Hans Ulrich Lindken (Hsg.): Hugo von Hofmannshtal. Ernst Klett Schulbuchverlag. Stuttgart u.a. 1998. S. 39-40,

semantischen Kategorisierung, der Teilung aus dem Universums und aus der Ganzheit liegen.

Die Kritik an der Sprache liegt weiter darin, daß sie jedem Zeichen denselben Wirklichkeitsrang zuwesit, ungeachtet dessen, ob diese objektive oder subjektive, konkrete oder abstrakte Realitäten darstellen. Rolf Grimminger erklärt dieses irreführende Merkmal der Sprache in seinem Aufsatz, „Die neue Aufklärung: Literatur über Sprache“

„ <<Gott>> oder auch das <<Ich>> sind [...] Worte wie <<Mensch>> oder <<Hund>>, Substantive der Grammatik. Die Worte <<Mensch>> oder <<Hund>> bezeichnen jedoch etwas gerade noch sinnlich Erfahrbares, auf das in der konkreten Wirklichkeit hingezeigt werden kann. Nich so <<Gott>> und das scheinbar so fest, so substanzhaltige <<Ich>> - und trotz der Wörter im Satz verführt dazu, ihnen auch den gleichen Wirklichkeitsrang zuzuweisen. Von Gnaden der Sprache scheinen noch die abstraktesten Begriffe so real, so repräsentativ auf Seiendes beziehbar wie die simpelsten Bezeichnungen für beobachtbare Dinge.“¹⁴

Die Sprache is also verführerisch, da sie den Wirklichkeitsanspruch der abstrakten Begriffe voraussetzt, und auch, daß wir diese als sinnlich erfahrbare Erscheinungen annehmen, genau wie wir manchmal Kinder beängstigen: „Der Teufel wird dich holen“, obwohl wir schon wissen, mindestens glauben, daß Teufel nich existieren.

¹⁴ Grimminger, Rolf: S. 175.

Daher ist nicht einwandfrei, daß zwei Menschen einer Sprachgemeinschaft dieselbe Vorstellung eines Zeichens haben, weil der Konsens unter ihnen verloren zu gehen scheint. Wenn nun kein Konsens besteht, kann es keine richtige Kommunikation zwischen den Individuen geben. Diese Mißverständnis auf der semantischen Ebene erinnert uns an die Differenz des Gesagtem und Gemeintem auf der pragmatischen Ebene, was wir vorher diskutiert haben. In diesem Zusammenhang kommt die Sprachhermeneutik Diltheys zur Sprache. Da sich Wörter, Begriffe selbst Sätze, jegliche Sprachzeichen sich als untauglich erwiesen haben, oder mindestens Unzulänglichkeiten aufweisen, müssen wir folgern, daß die Kommunikation, das Verstehen erst durch die Satzzeichen hindurch erfolgt. Vergleichen wir das mit Hörmann Hans Ansichten darüber:

„Der Vorgang des Durch – einen – Satz – hindurch – das – Gemeinte – Erfassens wird uns besonders anschaulich dort vor Augen geführt wo Satzform und Gemeintes sozusagen auseinanderfallen.“¹⁵

Ferner bezweifelt er:

„In dieser doppelten Möglichkeit des Mißverstehens haben wir das Problem der Beziehung zwischen dem Sprechakt und dem Satz (durch dessen Äusserung der Sprechakt vollzogen wird) noch einmal in nuce vor uns: wenn der Hörer sozusagen

¹⁵ Hörmann, Hans: S. 277.

den Sprechakt verstehen kann, ohne den Satz zu verstehen – können wir dann überhaupt noch davon ausgehen, daß der Sprechakt durch das Äußern des Satzes vollzogen wird?“¹⁶

Da die Sprache erst als eine Brücke gilt, die den Verständigungsprozeß ermöglicht, muß sie als ein System von reinen Worthülsen verstanden werden. Dabei muß man sich von den Fesseln der Sprache befreien und den Kern, den Inhalt, den beinhalteten Gedanken erfassen können. Man muß einsehen können, daß die Sprache bloß ein Mittel ist und nicht die Gedanken oder die Erscheinung selbst, die man ausdrücken will.

Wenn die Verständigung durch das Gesprochene hindurch erfolgt, können wir sagen, daß man etwas wissen oder ahnen können muß, schon bevor man sich durch die Sprache verständigt. Hier führe ich ein Zitat von Hans Hörmann an:

„ Das vage Wissen dessen, was der Sprecher meinen könnte, muß schon da sein, befor der Erwerb (besser gesagt: Die Ausdifferenzierung) eines Sprachspiels beginnen kann [...] und dieses >>Wissen, was der andere meinen könnte<<, kann sich nur ergeben aus dem wenigstens generellen Gleichklang der Lebensart von Sprecher und Hörer.“¹⁷

¹⁶ Hörmann, Hans: S. 279

¹⁷ Hörmann, Hans: S. 253,

Die Sprachskepsis gibt die Grundlage für die Sprachphilosophie ab, die nicht nur sprachpsychologische und rein linguistische Untersuchungen antastet, sondern auch erkenntnistheoretische Überlegungen miteinbezieht. Da es von Weltansichten und die variierenden Empfindungen der einzigen absoluten Wirklichkeit die Rede ist, und da die subjektiven Erfahrungen auch eine wichtige Rolle zu spielen haben, grenzt die Sprachphilosophie auch an der Metaphysik. Sprachskepsis und Sprachkritik weiten sich zur Sprachphilosophie und Erkenntnistheorie. Diese und andere Konzepte bilden die zentralen Themen in dem von Hugo von Hofmannsthal verfaßten Text „Ein Brief“. Meine Magisterarbeit ist die Übersetzung dieses Textes ins Englische und die Untersuchungen diese Textes anhand von den obigen Ideen.

2. Übersetzung des Textes ins Englische

A Letter

This is the letter which Phillip Lord Chandos, the younger son of the Earl of Bath, wrote to Francis Bacon, who later became Lord Verulam, and the Viscount of St. Albans, in order to excuse himself for his total renunciation of literary activity.

It is very kind of you, my most respected friend, to have overlooked my two-year long silence and to have written to me. It is more than kind of you to give your worries about me and your displeasures about my intellectual stagnation an air of lightness and jesting, which only great men who are unfazed by the vicissitudes of life, have in their power.

You concluded your letter with an aphorism of Hippocrates: "Qui gravi morbo correpti Dolores non sentiunt, iis mens aegrotat", and opined that I am in need of a remedy not only to overcome my malady, but also much more to better my understanding of the state of my inner self.

I would like to answer you, as you rightfully deserve of me, to open up to you, and yet know not how to go about it. I can hardly tell if I am still the same person, whom your valuable letter is addressed to, whether I am the very person, the 26 year old,

who at the age of 19 wrote such works as “Neuen Paris”, “Traum der Daphne” and “Epithalmium”, bucolic poetry replete with the pompousness of expression, which her majesty, the Queen and a few merciful Lords and gentlemen most graciously care to spare a thought for.

And am I, again he, who at 23, sitting under the stony porches of the magnificent Square at Venice, discovered architectural patterns of the roman time, whose surreal form and construction enraptured him more than the creations of Palladio and Sansovin, which stand emerging from the sea?

And even if I am, in a different way, still the same person, could I have completely lost all traces of the creation of my own most keen thoughts: so that the title of some tract stares at me, cold and unfamiliar, from the letter that lies before me, that I cannot perceive it as a familiar combination of words but can understand it only word for word, as though I were viewing these Latin words in that particular sequence for the first time? It is of course me, and of pure rhetoric are these questions, rhetoric, which is better used by women or in the House of Commons: rhetoric, whose tools are so overplayed in our times, but which fail to penetrate the essential core of things.

My innermost core I must reveal to you, a peculiarity, crudeness, a disease of my soul if you will, in order to explain to you how an un-bridged abyss separates me

from my probable future works, and from those I have composed in the past, and which to describe as my own intellectual property, I hesitate.

I don't not know whether I should admire the persistent nature of your benevolence or the unbelievable acuity of your memory when you remind me of the numerous small plans, about which I used to be so excited in our good old days together. Of course I wanted to document the first years of our late and glorious Monarch, Henry the Eighth in power. The chronicles left behind by my grandfather, the Duke of Exeter, about his negotiations with France and Portugal gave me a foundation. And from the Sallust I drew an unimpeded surge of understanding of form, some true, deep, inner form, of which one can only have a faint idea, which cannot be said to organize content for it actually permeates it, creates at once fiction and reality, a thing as marvelous as algebra and music. This was my dream plan.

What is man, that he makes plans?

I also toyed with other plans. Your kind letter mentioned these too. Each one seems to me to bear traces of my blood, hovering about before me like poor mosquitoes before a gloomy wall that is no longer lit by sunlight.

I wanted to decipher the fables and mythical narrations which our forefathers have left behind, and from which painters and sculptors derive endless pleasure without any thought, decipher them like hieroglyphics of some secret, inexhaustible wisdom, a whiff of which I believe I experience, as though from beyond a veil.

I remember that plan. I do not know what desire, corporeal or spiritual, lay at the root of these ideas. Just like the harassed stag seeks solace in water, I yearned to immerse myself into the world of these naked, gleaming figures, among the Sirens and Dryads, Narcissus and Proteus, Perses and Actaon. I wanted to merge with them and speak out as though from among them.

I desired ... I desired much more. I envisaged laying out a collection entitled the "Apopthegmata" on the lines of Julius Caesar: You must remember a mention of it in a letter of Cicero.

I thought here of juxtaposing the strangest statements of educated men and intelligent women of our times, of important people, cultured and outstanding personalities, which I would have managed to document during my travels: with that I intended to bring together wise sayings and reflections from the works of our forefathers and those of the Italians, and what stood out as enhancing passages in books and writings or conversations, further, the depiction of particularly colourful festivals and interesting plays, curious crimes and instances of mad fury, descriptions of the biggest and oddest constructions of the Netherlands, France and Italy among others. The entire work was to appear under the title "Nosce te Ipsum".

The entire creation seemed to me as thought in a state of trance, to be one whole unity. Corporeal and spiritual worlds hardly appeared to constitute a paradox,

lesser still domesticated and wild life, art and non-art, loneliness and companionship. And in everything I experienced Nature: In the wild abandon of unbridled creativity, as also in the intricate details of a Spanish ceremony, in the exuberance of young farmers and no less in the sweetest of allegories. And in all nature I discovered myself. As, for example, I sat in my hunting-cottage and drank warm, frothy milk which a shaggy person had milked from the udders of a beautiful, calm-eyed cow into a wooden bucket, I found the experience no different than that of sitting on the window-sill of my studio, drawing sweet, enriching nourishment for the soul from the plants around. The former was like the latter. None of the two activities was lesser than the other neither in its dreamy, otherworldly qualities nor in its corporeal nature, and this permeated the entire spectrum of my life. All along I was in the middle of this duality. But never was I even faintly aware of it.

I only had a faint awareness, as though everything were one and that every creation were a key to the other. And I considered myself to be one who is capable of taking each creation head-on, and of opening the doors to as many creations as I could. That explains the title of some encyclopaedic work I had in mind.

It would appear to those who are open to such beliefs, to be a well laid out plan of some divine powers, that my soul was relegated from the inflated sense of pride and ambition to this extremity of faintheartedness and powerlessness, which characterizes my present state of mind. But such beliefs have no power over me. They are like meshes, through which my thoughts manage to escape into emptiness,

while many believers remain entrapped in them as a way of finding their peace. To me these mysteries of belief have deepened to an elaborate allegory, which stands like a brilliant rainbow upon the planes of my life, in a constant distance, always on the verge of receding, lest I should be overcome by the urge to rush towards it, wanting to wrap myself in the helm of its mantle.

But, my dear friend, even earthly expressions seem to escape me in the same manner. How can I even attempt to describe to you this bizarre mental agony, which is like the anguish one would feel when tree-branches endowed with fruits were to move up higher when one's hands reached out for them, or when the waters seem to elude one's thirsting lips.

My condition is in short as follow: I have completely lost the ability to think and speak about anything coherently. At first it slowly became impossible for me to discuss general issues or matters of importance, to use even the most common terms, which all men do without thinking twice. I felt an inexplicable uneasiness to even utter such words as "mind", "body" and "soul".

I found it impossible from within, to express my opinions about the state of affairs, proceedings in parliament, or whatever it may be. And this, not out of any concern of any kind; for you are surely familiar with my thoughtlessly frank nature. Rather it is the abstract terms, which the tongue naturally ought to be in a position to use while expressing one's ideas about current affairs that fall apart in my mouth like deadly

fungi. It once so happened, that I wanted to make my four year old daughter, Katharina Pompila, aware on an innocent lie, of which she had made herself guilty, and also to explain to her the need to be honest on all occasions. And all of a sudden, the words in my mouth assumed such an enigmatic tinge and seemed to flow into one another, that I completed my sentence as best as I could, breathless, as though I were unwell, and I did actually become pale in the face, and clasping my forehead, left the child alone, shut the door behind me, and could regain myself to some extent only on a galloping horse-back in a willow.

Slowly this agony began to spread like rust that eats into the metal around itself. Soon, even commonplace expressions of drab familial discussions which one could use in one's sleep, had to be thought of twice; and so bad did the situation become, that I had to stop participating in such conversations. I listened to dialogues of such kind with an inexplicable anger, which I with my effort just about managed to conceal; conversations such as: this has been good or bad for one or the other, Sheriff N is a bad man, whereas Preacher T a good person, the moneylender is to be pitied, for his sons are squanderers, another is to be envied for his daughters are so homely; one family is flourishing while the other is in its downfall. All this appeared to me to be lacking in substance, artificial and hollow. My intellect forced me to observe all things from an incredible closeness: just like I once observed the skin of my little finger through a magnifying glass. The skin resembled a field with furrows and hollows. I now felt the same way about people and their actions. I was no longer able to observe them with the usual simplified manner. To me everything appeared

to be falling apart into pieces, and it was as though nothing could be encapsulated in words any longer. Individual words swayed around me, stared me in the eye, and which I was forced to stare back at. They formed a whirl, looking down into which was a dizzy experience, an eddy that constantly swirls and through which one arrives at nothingness.

I sought refuge in the intellectual world of the ancient Greeks. I avoided Plato for I dreaded the terror of his symbolic trip. At the most I could think of keeping to Seneca and Cicero. I hoped to heal with the help of the harmony of their restricted and orderly words. But I was unable to do so. Those words: I understood them, no doubt, I saw how they related to each other, like spectacular fountains with golden balls. But they related only to each other, and my innermost personal thoughts remained untouched by their interaction. Amongst them I was overcome by a dreadful sense of loneliness. It felt as though I were locked up amongst statues without eyes. I fled once again into the open.

Since then I have been living an existence which, I fear, you would hardly have any understanding for: dull and unimaginative, it flies past; an existence that is hardly different from that of my neighbours, relatives and most of the respectable landowners of this kingdom; one which is not totally without its happy and lively moments. It wouldn't be easy to suggest to you what comprises these moments. Words let me down again. For there is something unnamed and also which one can

hardly describe, that beckons me in that it floods any common phenomenon of my daily surroundings with an overwhelming surge of higher life like a vessel.

I cannot expect that you understand me without any example and I must beg you to overlook the inanity of my examples.

A watering can, a harrow abandoned on the field, a dog in the sun, a shabby church yard, a cripple, a small farm-house – all these can become the vehicle of my revelation.

Each of these and a thousand other such objects, which the eye would normally almost certainly overlook with indifference, assume in certain inescapable moments such a profound and touching aura, which to describe, I find all words wanting. It could very well be the very idea of an object that may not be present, which might assume the impression of being filled up to the rim with a mildly and softly rising flood of a godly experience. I had once not very long ago given orders for liberally scattering rat poison in the milk-cellars of one of my farms. Towards the evening I rode away on horse-back, and as you could well imagine, thought no more about it. As I rode deep in the interiors of my ploughed fields with nothing more than an alarmed brood of quails in my vicinity and the huge setting sun in the distance, I beheld all of a sudden before my inner eye this cellar filled with the deathly struggle of this colony of rats.

Everything was inside of me: the cool – damp air of the cellar, filled with a sweetly pungent odour and the shrill clamour of death that rebounded off the murderous walls: the spontaneous convulsions and the helter-skelter of desperation, the mad search for an escape, the cold stares of rage when two rats encountered each other at the blocked gap.

But alas! I am again trying words which I have long forsaken! You do remember the marvelous depiction of the hours preceding the destruction of Alba Longa in the Livius? How the people run amok on the streets, which they would not see any more ... how they depart from this world.

I tell you, my friend, I bore this as also the burning Carthago in myself; but it was much more, more divine and more bestial; and there was a presence, an absolute and profound presence. There was a mother-rat that had her dying young twitching about her, and stared not at the merciless stony walls but into the open air, rather through the air into endlessness and gave out squeals along with her stares. Were a trembling slave standing in the vicinity of that stiffening Niobe, he would have experienced exactly what I lived through as, inside of me, the soul of the beast clenched its teeth in the wake of its dreadful destiny.

Forgive me for the gruesome depiction, but do not think that it was pity, that I was overcome by. Were you to believe so, then my example was tactlessly chosen. It was something much more, and yet much less than pity: it was a tremendous empathy, a

kind of transmigration into some creature, or a feeling as though the essence of life and death, fantasy and wakefulness had for a moment flow into her ... But from where?? For what does pity have to do with it, or even rational human thinking for that matter, when I on another evening, find in a half filled watering can, forgotten under a walnut tree by a young farmer-boy; and when the water inside it, which is dark from the shade of the tree, and a water-beetle swimming on the dark surface from one dark side to the other, when this juxtaposition of insignificant things fills me from head to toe with a feeling of endlessness, such that I would want to break out into words, which, did I succeed in finding the appropriate ones, would invoke Cherub, whom I do not actually believe in. And that I quietly turn away from that place, and weeks later, when I happen to see the tree, I pass by with shy and surreptitious glances, not wanting to spoil the after-feeling of the “wonderful” which hangs in the air about the trunk, not wanting to disperse the other-worldly spell that still lingers around the bushes close by. In such moments, even the least meaningful objects, a dog, a rat, a beetle, a crooked, twisted apple tree, a serpentine path winding up a hillock, a mossy stone, become more meaningful to me than the most beautiful and devoted lover in the most fortunate night ever. These silent, sometimes lifeless objects appear to me to stand out with such an abundance of love, that my fortunate eye is unable to perceive any lifeless spot. To me, everything, everything that exists, everything that I can think of, everything my most muddled thoughts touch upon, appear to be something worthwhile. Even the heaviness and dullness of my brain appears to me to be something substantial. I experience within as well as about me a delightful and endless interaction; there seems to be among all

interacting matter none such, into which I am not able to place myself. It appears then as though my body consisted of sheer codes that unravel everything to me: or as though we were in a position to enter into a new and tried relationship with totality, were we to start thinking from our hearts. No sooner, however, this spell is lost on me, I am able to utter nothing more about it. I could then be equally incapable of expressing in sensible words, what constitutes the harmony that permeates the entire world as also me, just as I would be unable to give an exact description of the inner movement of entrails or of the circulation of my blood.

Apart from these peculiar incidents, about which I cannot be sure, whether they relate to the body or to the spirit, I live a life of an unbelievable emptiness, and have to make an effort to keep from my wife and from other men this indifference which I feel towards the affairs of my estate. The fine and strict upbringing, for which I thank my noble father, and my childhood habit of not leaving any hour of the day unstructured, are things that alone have preserved an image becoming of a person of my standing and provided the external bolsters to my life.

I am getting one wing of my house renovated, and I am able to discuss on and off with the architect about the progress of his work; I manage my properties, my leaseholders and officers may find me a trifle reticent, though not less kind than earlier. None of those who stand before the doors of my house with caps off would have the slightest inkling when I ride pasty every evening, that my sight, which they are accustomed to respectfully receive, is actually with a silent longing directed towards

the mossy planks, under which it is accustomed to look for fishing worms, and goes down through the narrow grilled window into the dull cabin in whose corner a low bed with colourful spreads appears to be constantly awaiting someone who wishes to die, or someone who is yet to be born; that my eye rests for long upon ugly young dogs, or upon the cat that agilely creeps among the flowery shrubs, and that it searches among the humble and ungainly objects of farm-life for that certain thing, whose inconspicuous form, whose unobserved being, whose silent existence can become the source of some mysterious, nameless and boundless delight. For my nameless and blissful feeling would rather spring from a distant solitary fire of the herdsmen than from the view of a star studded sky; from the chirping of a dying cricket when the autumn-winds bring wintry clouds over desolate fields, than from the imposing rumble of an organ. And in my thoughts I sometimes compare myself with Crassus, the great orator, about whom it is said, that he grew so excessively fond of a moray, a dull, silent red-eyed eel of his ornamental pond, that he became the talk of the town. And when once Domitius accused him in the senate of being half a clown to have shed tears over the death of his fish, Crassus retorted: "I have done on the occasion of my fish's death what you would not have done in the event of the demise of your first nor second woman."

I do not know how often I think about Crassus and his eel as a reflection of my own self. He stands before me as a mirror reflection over the abyss of centuries. Not because of the reply he gave to Domitius. With his reply he managed to have the last laugh, such that the entire issue was defused in lightheartedness. But to me, the

matter means much more, something that would have remained the same had Domitius shed sincere, bloody tears of anguish over his wives. And Crassus would still stand before him with tears over his eel. And a nameless something compels me to think about this character whose ridiculousness and contemptibility were so conspicuous in a senate that addresses matters of lofty importance and that rules the world; and I am compelled to think about the character in a way that to me appears foolish, at least now, as I attempt to express the same in words.

Now and then at night this image of Crassus acts like a splinter in my brain, about which everything revolves, pulsates and ferments. I feel at those times as though I myself am being pulled into a tumultuous ferment, generating bubbles, boiling and frothing. And the entire thing is a kind of feverish thought, but a thought in matter that is immediately more fluid and glowing than mere words. These are also like whirls, but such that do not appear to be endless like the whirl of language, but rather seem to somehow lead me deep into myself, into the depths of peace.

I have bothered you very much, my respected friend, with this elaborate depiction of an inexplicable condition that normally remains concealed in me.

You were so kind as to express your dissatisfaction about no longer receiving any book authored by me. "To make up for the absence of my company." I felt at that moment that even in the next few years and in all the following years of my life I would write no English or Latin book; and this for one reason, to consign whose

embarrassing oddity with a clear vision to the orderly world of spiritual and physical phenomena, I appeal to your endless intellectual superiority:

For the language in which I would not only write but also think is neither the Latin, nor the English nor Italian nor the Spanish language, but a language, of which not one word I am familiar with, a language in which silent objects speak to me and in which I will perhaps sometime in my grave respond before an unknown judge.

I wanted, as far as possible, to compress in the final words of this probably last letter of mine, which I write to Francis Bacon, all the love and gratitude and immeasurable admiration that I have for the greatest well-wisher of my soul, which I nurture and will continue to nurture in my heart for the first Englishman of my times, till it goes down with me into my grave.

August 22nd, A.D. 1603

Phi.

Chandos.

3. Zu Hofmannsthals >>Ein Brief<<

Hofmannsthals Prosastück, „Ein Brief“ vom Jahr 1902 stellt einen radikalen Bruch in der damaligen literarischen Tradition, der durch die Veränderung im Thema und Stil gekennzeichnet wird. Die Sprachskepsis trat in den Vordergrund und gleichzeitig auch der Empiriekritizismus¹⁸, die der Denkweisen des ausgehenden neunzehnten und früher zwanzigsten Jahrhundert entsprachen. Nicht verwunderlich, also, daß Hofmannsthal in seiner Dichtung, die Form eines Briefes auswählt, und diesen hinter der Maske des fiktiven Verfassers, Phillip Lord Chandos, an den Empiriker Francis Bacon richtet. Sowohl der Inhalt also auch die Form des Textes sind von maßgeblicher Bedeutung, und reflektieren Gedanken und Ideen, die den ganzen Text durchdringen. Die Sprachskepsis, der Empiriekritizismus und der sensualistische Subjektivismus formen die Hauptthemen des Texts, so wie auch die Skepsis und Ablehnung der sprachlichen und sonstigen Konventionen der Zeit. Gerade der Stil des Textes, die Form eines Briefes widerspiegelt eine Abkehr von den damaligen Schreib-Konventionen:

„Für das Weiterschreiben wählte Hofmannsthal eine eher private Mitteilungsform am Rande der offiziellen Kultur, am Rande auch der literarischen Öffentlichkeit: den Brief. Er schrieb einen simulierten Brief, der die Fiktion des Privaten sofort in die Öffentlichkeit hinausschickt.“¹⁹

¹⁸ Vgl.: Lindken, Hans-Ulrich (Hsg.): Hugo von Hofmannsthal. Ernst Klett. Stuttgart. 1998. S. 31,

¹⁹ Grimminger, Rolf u.a. (Hg.): Literarische Moderne. Rohwolt. Reinbeck. 1995. S. 187

Durch den fiktiven Verfasser, Lord Chandos, äußert sich Hofmannsthal aus, der seit geraumer Zeit kein literarisches Werk hervorgebracht hatte, über das Unbehagen, unter dem er leidet. Seiner Unmut liegen paradoxerweise erhabene, überirdische Erlebnisse, die zu beschreiben ihm alle Worte „zu arm“ erscheinen. Die mystischen Erfahrungen, von denen er spricht, können vom Anblick von „Nichtigkeiten“, unbedeutenden Gegenständen ausgelöst werden werden, „über die sonst ein Auge mit selbstverständlicher Gleichgültigkeit **hinweggleiten**.“ Hinter ihrer offenkundiger Andersheit meint er einen einzige erhabene Einheit zu spüren. Diese Unio Mystica²⁰ ist „namenlos“ und „unbenennbar“. Damit wird die erste Kritik an der Sprache geübt, weil sie unadäquat sei, diese ewige Wahrheit oder Wirklichkeit, der all Erscheinungen der Objektwelt entstammen, zu beschreiben, wie auch alle Erlebnisse, alle Seelenvorgänge der inneren Erfahrungswelt.

Die Kritik an der Sprache wird fortgesetzt. Gehen wir zurück auf Whorfs linguistisches Relativitätsprinzip, das besagt, daß erst nach den Regeln und syntaktischen Konventionen der Sprache die Eindrücke der Natur zerlegt und zugeordnet werden, damit wir diese sinnlich und geistig erfassen können. So ist die Sprache daran Schuld, daß wir die Welt als eine Zusammensetzung von verschiedenen Erscheinungen erkennen, statt wie eine einzige einheitliche Wahrheit.

²⁰ In Anlehnung an: Jens, Walter: Der Chandos Brief und die Revolution der deutschen Prosa. In: Hans Ulich Linkden (Hsg.): Hugo von Hofmannsthal. S. 64,

Da der fiktive Verfasser nun einen Anhauch von der Einheit der Natur und der „unerschöpflichen“ Weisheit bekommen hat, glaubt er auch nicht mehr an der Differenzierung zwischen dem „Guten“ und „Schlechten“, zwischen „körperlicher“ und „geistiger“ Welt. Worin besteht der Unterschied zwischen dem Trinken von Milch und dem Genießen der schönen Wildernis? Für den Verfasser bilden diese keinen Widerspruch. Beide erhähren ihn. Und das stimmt schon auf der metaphysischen Ebene wie nach den neuesten Entdeckungen der Quantenphysik. Der Unterschied zwischen seelischen und körperlichen Erfahrungen, sinnlichen und geistigen Erlebnissen scheinen ihm keinen Gegesatz zu bliden. Wie kann man z.B. sagen, ob es beim Musikhören um sinnlichen oder seelischen Genuß geht? Gleichfalls beim Genießen von Kunststücken?

Es liegt an den tradierten gesellschaftlichen Konventionen, die unsere Betrachungsweisen und Denkweisen bedingen und beeinflussen, die uns einige Sachen als „gut“ ode „schlecht“ zu erkennen lehren. Diese oberflächliche und voreilige Differenzierungen lehnt der Verfasser ab, und meint, alle Widersprüche seien einander ergänzende Bestandteile derselben Wirklichkeit.

Die Sprachskepsis verleitet den fiktiven Verfasser zur Verzweiflung und zum Absagen seines dichterischen Vermögens, so meint er midnestens. Die mystischen Erfahrungen, die der Autor gemacht hat, sollten üblicherweise eine Inspiration für seine Kreativität sein. Aber weil er nun zu dem Handwerkzeug des Verfassens kein Vertrauen mehr hat, versagt er. Zuerst verliert er die Fähigkeit, abstrakte Ideen

auszudrücken, aber bald entrinnt ihn auch „irdische“ Begriffe, die zum Alltagssprache gehören.

Diese Verzweiflung macht der Dichter verantwortlich für die innere Starrheit und für seine literarische Untätigkeit. Er ist angefochten von dem „Wirbel der Sprache“, als ihm die Lautzeichen ihren Sinn zu verlieren scheinen, weil sie leer sind und erst durch die Konventionen der Gemeinschaft je eine Bedeutung gewinnen. Und die Konventionen hat er abgelehnt. Er ist nun gewöhnt, jede Erscheinung „aus einer unheimlichen Nähe“ zu betrachten, weil er den üblichen „Blick der Gewohnheit“, die übliche, herkömmliche Betrachtungsweise aufgegeben hat, und weil er nun die Göttlichkeit, etwas divinatorisches an jedem Partikel des Universums erkennt.

Die Kritik an der Sprache ist gleichzeitig eine Kritik an der gesellschaftlichen Konventionen, an der Kultur. Es sind dieselben Konventionen und die Vorschriftmäßigkeit, denen man blind, ohne kritische Fragestellung folgt. Es sind dieselben Sprach- und Schreibkonventionen, die manche Ideale mythisieren und manche herabsetzen, je nach den gesellschaftlichen und historischen Gegebenheiten.

21

In dem Brief übt der Verfasser Kritik an diesen Konventionen. Er kritisiert die gesellschaftlichen Konventionen, vermeidet die Gesellschaft, aber bildet einen Flügel seines Hauses um und lebt weiter unter Menschen, statt sich auf den Weg der Mystik

²¹ Vgl.: Grimminger, Rolf. S. 171.

einzugeben. Selbst indem er die Sprache kritisiert oder ihre Unfähigkeit und Unadäquatheit beschreibt, muß er sich auf die Sprache und die Sprachkonventionen verlassen.

Gerade das ist der Widerspruch, mit dem sich jeder Sprachkritiker zurechtfinden muß.

Rolf Grimminger, in seinem Aufsatz, „Sprachkrise, Sprachkritik um die Jahrhundertwende“ beschreibt das Dilemma so:

„ Die Sprache trägt nicht mehr, sie gleicht einem sinkenden Schiff. Doch verließen sie (die Verfasser) es nicht, trotz aller Untergangsstimmung schrieben sie weiter – über das neue Thema der Moderne, daß man in der herkömmlichen Weise nicht weiter schreiben könnte.“²²

Und dies ist das Paradox, die Krise, die Hofmannsthal betrifft. Er verleiht seinen Gedanken den Ausdruck im Medium der Sprache, aber in der Form eines Briefes, hinter der Maske einer historischen Figur. Nach einer langen Zeit schrieb er weiter, jedoch nicht in der „herkömmlichen Weise“.

²² Grimminger, Rolf. S. 187.

4. Meine Erfahrungen bei der Übersetzung

Diese Übersetzung ist die erste literarische Übersetzung, die ich im Laufe meines Studiums vorzunehmen gewagt habe. Da ich Student der Übersetzung und Sprachwissenschaft bin, ist sie meines Erachtens für meine Magisterarbeit geeignet. Die Erfahrung hat mich der Probleme der Übersetzung bewußt gemacht, auf die man bei technischen Übersetzungen normalerweise nicht stößt. Zweitens hat mir diese Arbeit die Möglichkeit gegeben, mich mit einem literarischen Werk intensiv auseinanderzusetzen. Da der Text sprachphilosophische Überlegungen behandelt, mußte ich mich weiter in die Sprachwissenschaft und Philosophie beschäftigen. Bei dieser Arbeit also habe ich verschiedene Richtungen der Sprachstudien, wie etwa die der Übersetzungswissenschaft, Literatur, Philosophie und Sprachwissenschaft vereinbaren müssen.

Vorgangsweise

Da diese meine erste literarische Übersetzung war, erfuhr ich anfangs Schwierigkeiten beim Theoretisieren und bei der Begründung meiner Auswahl von englischen Ausdrücken. Zu erst bereitete ich eine Liste von Wörtern und schlug sie im zweisprachigen Wörterbuch nach. Diese Liste aber bereitete mir wiederum Schwierigkeiten, weil die englischen Äquivalente im Satzzusammenhang nicht mehr dasselbe übermittelten, was im Original-Text gemeint wurde. Es ging mir auf, wie Wörter, als semantische Einheiten zwar eine Bedeutung haben, aber bei der

Anwendung im Satz oder in einem gewissen Kontext, eine ganz andere Bedeutung gewinnen. Außerdem ist es schwierig Äquivalente für abstrakte Begriffe zu finden, weil die Art und Weise der „Kategorisierung der Wirklichkeit“ in jeder Sprachgemeinschaft, nach den jeweiligen syntaktischen Regeln unterschiedlich erfolgen. Hier wurde ich mir der Unzuverlässigkeit der Sprache bewußt. Da es hier um zwei Sprachen handelte, wurden während der Arbeit neue Ausdrucksmöglichkeiten des Deutschen erschlossen, aber die Kehrseite der einen oder der anderen Sprache, ihre Unfähigkeiten, alles auszudrücken was man will, oder was der Ausgangstext vermittelt, trat auch zum Vorschein.

Zuaächst werde ich einige Schwierigkeiten diskutieren, die ich während der Übersetzung gehabt habe:

1. ... diese unter dem Prunk ihrer Worte hitaumelnden Schäferspiele.“:

Als ich diesen Satz zum ersten Male übersetzte, lautete der englische Satz so:

„...bucolic poetry that swayed under the pomp of its expressions“

Diese wörtliche Übersetzung galt als grammatikalisch richtig, aber die Metapher klang nicht englisch. Nach einiger Überlegungen stellte ich fest, daß es hier von der Größartigkeit des Stils der Schäferspiele ging. Wichtig dabei war nicht Wort für Wort zu übersetzen, sondern zu übermitteln, daß die Schäferspiele großartig auf die Empfänger wirkten. Die Metapher des Hintaumelns war in der englischen Übersetzung fehl am Platz. Deshalb die Variante:

„ ... bucolic poetry replete with the pompousness of expression...“ (S. 16)

2. “ Und aus dem Sallust floß in jenen glücklichen Tagen wie durch nie verstopfte Röhren die Erkenntnis der Form in mich herüber, jener tiefen, wahren, inneren Form, die jenseits des Geheges der rhetorischen Kunststücke erst geahnt werden kann, die, von welcher ich nicht mehr sagen kann, daß sie das Stoffliche anordne, denn sie durchdringt es, sie hebt es auf und schafft Dichtung und Wahrheit, herrlich wie Musik und Algebra.“

Die oben angewandte Allegorie und Metapher eines Geheges und der verstopften Röhren, ließ sich nicht direkt ins Englische übersetzen. Statt eine Metapher und eine Allegorie zu benutzen habe ich “floß... wie durch nie verstopfte Röhren ... in mich herüber“ mit „I drew and unimpeded surge...“ übersetzt, und damit versucht, denselben Eindruck des Unbehindertseins zu wecken. Die Metapher des Geheges habe ich ausgelassen, weil diese eine Erweiterung der vorigen Allegorie ist. **(S.17)**

3. In demselben Absatz fand ich es schwierig, „die Erkenntnis der Form“ zu übersetzen. Der Grund lag in dem unvollkommenen Verständnis der Idee. Auch nach langer Überlegung bin ich mir nicht im klaren darüber, ob meine Übersetzung, „understanding of form, some true, deep, inner form ...“ eine treffende ist. **(S. 17.)**

4. Unkunst = non-art.

Hier habe ich von mir ein Wort erfunden, in Ermangelung eines Äquivalentes für das Wort „Unkunst“ im Englischen. Ich wollte keine erweiterte Erklärung

geben, damit die Sequenz von Widersprüchen unaufhaltsam und ohne Unterbrechung des Gedankenganges wiedergegeben werden konnte.

5. Es sind einige Metapher, die ich wörtlich aus dem Deutschen ins Englische übertragen habe, da es mir keine bessere Ersatzmöglichkeit zu erdenken gelang. Kein Äquivalent, also, kam mir vorhanden zu sein, und die Metapher konnten nicht übersprungen werden, weil sie wichtig waren und sich über mäßigen Abschnitte des Textes ausbreiteten:

„ das Verhältnisspiel ... wie herrliche Wasserkünste“

„ spectacular fountains with golden balls“ (S. 22.)

“Gefäß meiner Offenbarung”

“vehicles of my revelation” (S. 23)

6. Die Stelle, die ich zu übersetzen am schwierigsten fand, war nach der Beschreibung der sterbenden Ratten.

„ und es war die Gegenwart, die vollste erhabenste Gegenwart.“

Dafür hatte ich zwei Vorschläge:

Erstens: „and it was all in the present“, die aber den zweiten Teil, „die vollste erhabenste Gegenwart“ nicht abdeckte. Daher mußte ich „Gegewart“ als „presence“ (eines überirdischen, divinitorischen Gefühls) verstehen und so gelang ich zu der Übersetzung“

„and there was a presence, an absolute and profound presence“ (S. 24.)

Es gab ja andere Schwerstellen, die ich hier nicht erwähnt habe. Aber während des Übersetzens erfuhr ich manches:

Der Text ist ein schwieriger Text und bedarf nicht nur guter Sprachkenntnisse des Englischen und des Deutschen, sondern auch ein tiefes Verständnis der Philosophie, die im Text angeschnitten und weitgehend diskutiert wird. Auf Anhieb erschien mir der Text fast unmöglich zu übersetzen. Erst nachdem ich genügende Nachschalgarbeit vorgenommen hatte, und mich bemüht hatte, den Text zu verstehen, konnte ich es wagen, mit der Übersetzung zu beginnen.

Damit war meine Rolle nicht nur auf das Übersetzen beschränkt, sondern weitete sich auch zum Lernen und Verstehen.

Ich habe schon geschrieben, daß ich mit einer wörtlichen Übersetzung angefangen habe. Aber nachdem man den Sachverhalt des Textes einigermaßen begriffen und verstanden hat, ist es unmöglich zu diesem Text eine rein wörtliche Übersetzung zu schreiben. Der Text läßt sich vielmehr nicht wörtlich übersetzen.

Die Unadäquatheit der Sprache wurde mir deutlich, wie auch die Verschiedenheiten der beiden Sprachen. Mir wurde klar, wie die zwei

Bibliographie

1. Althaus, Hans Peter u.a.(Hg): Lexikon der Germanistischen Linguistik. Akademische Verlagsgesellschaft. Max Niemeyer. Tübingen 1980.
2. Apel, Friedmar: Literarische Übersetzung. J.B. Metzler Verlag. Stuttgart 1983.
3. Beutin, Wolfgang: Sprachkritik – Stilkritik. Eine Einführung. Kohlhammer. Stuttgart 1976.
4. Burkhardt, Armin (Hsg.): Speech Acts. Meanings and Intentions. Walter de Gruyter Berlin. 1990.
5. Grimminger, Rolf u.a.(Hg.): Literarische Moderne. Rohwolt. Reinbeck 1995.
6. Hermann, Joachim u.a.(Hg.): LEXIKON FRÜHER KULTUREN. VEB Bibliografisches Institut. Leipzig 1987.
7. Hörmann, Hans: Meinen und Verstehen. Grundzüge einer psychologischen Semantik. Suhr Kamp. Frankfurt a.M. 1976.
8. Kußmaul, Paul: Sprechakttheorie. Akademische Verlagsgesellschaft. Wiesbaden 1980.
9. Kußmaul, Paul. Hans g. Hönig: Strategie der Übersetzung. Günter Narr Verlag. Tübingen 1982.
10. Lindken, Hans Ulrich (Hsg.): Hugo von Hofmannsthal: >Ein Brief< >Reitergeschichte<. Mit Materialien. Ernst Klett. Stuttgart 1981.
11. Luther Wilhelm: Sprachphilosophie als Grundwissenschaft. Quelle und Meyer. Heidelberg 970.
12. Piaget, jean: Structuralism. Translated by Caninah Maschler. Routledge and Kegan Paul. London 971.
13. Wind, Jan u.a. (Hg.): Studies in Language Origin. Volume 1. John Benjamin Publishing Company. Amsterdam 1989.
14. Wittgenstein, Ludwig: Philosophische Untersuchungen.
15. Allgemeine Nachschlagwerke.